



Linus Reichlin

**IN
EINEM
ANDEREN
LEBEN**

Roman

KiWi

Linus Reichlin

In einem anderen Leben

Roman



Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Linus Reichlin](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über Linus Reichlin

Linus Reichlin, geboren 1957, lebt als freier Schriftsteller in Berlin. Für seinen in mehrere Sprachen übersetzten Debütroman »Die Sehnsucht der Atome« erhielt er den Deutschen Krimi-Preis 2009. Sein Roman »Der Assistent der Sterne« (KiWi 1169) wurde zum Wissenschaftsbuch des Jahres 2010/Kategorie Unterhaltung gewählt. Über seinen Eifersuchtsroman »Er« schrieb der Stern »Spannend bis zur letzten Minute«. 2014 erschien »Das Leuchten in der Ferne« (KiWi 1369), ein Roman über einen Kriegsreporter in Afghanistan – »das ist große Literatur, und dann auch noch spannend erzählt« (FAZ). Zuletzt erschien von ihm der Roman »Manitoba« (Galiani Berlin).

Über dieses Buch

Als er noch ein Kind war, kamen ihm seine Eltern oft wie Richard Burton und Liz Taylor vor. Sie waren das schillernde Paar in einer spießigen Umgebung: schön, erfolgreich, voller Leidenschaft – und ständig flogen die Teller durch die Luft. Der Ehekrieg tobte, bis ein tragischer Unfall ihm ein Ende setzte. Und mittendrin: er, Luis.

Zwanzig Jahre später, Luis lebt schon lange in einem anderen Land und einem anderen Leben, lässt ein Zufall die Erinnerung an seine Jugendjahre wieder aufleben: In einer Berliner Galerie sieht er das von ihm gefälschte Gemälde, das auf fatale Weise mit dem Tod seiner Mutter verknüpft war.

Luis, ein Meister der Verdrängung, hatte damals alle Familienbande radikal gekappt. Sein Vater war eine Enttäuschung, einer, der sich am Whiskyglas festhielt und von der Bärenjagd träumte. Die unerwartete Wiederbegegnung mit dem Gemälde wirkt wie ein Wink des Schicksals, sich endlich der Vergangenheit zu stellen, die ihn, seine Beziehungen und vor allem ihr Scheitern stärker bestimmt, als er sich eingestehen will. Und so beginnt für Luis eine Erinnerungsreise zu seinen Anfängen, zu seinen drei wichtigen Beziehungen und seinen Versuchen, den richtigen Rhythmus für sich in der Welt zu finden. Eine Reise, an deren Ende er – vielleicht – den richtigen Takt finden wird ...



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

© 2015, 2016 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
eBook © 2015, 2016 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Covergestaltung: Rudolf Linn, Köln, nach dem Originalumschlag von
Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin
Covermotiv: © Ausschnitt aus einer Werbung für Bootsmotoren

ISBN 978-3-462-30904-1

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

I | Fürstenland

Tot und nicht tot

Der van Os I

Krokusblüte

Der van Os II – Karins Idee

Der van Os II – Höhungen

Die Flucht

II | Nangkari

Das fünfte Glas

Zitate

Die Redback

Trennung und Tod

Hundsfott

III | Liebe und Furcht

Das Problem als Lebender

Nora

Black Dog

IV | Wiederkehr

Ein O für ein U halten

What it's all about

Das Versprechen

Strenges Liegen

Dunkelmann

Jener Morgen

Das Glas am Zahn

Feststecken

Die Alben

Verwechslung

Die Berührung

V | Erbstück

Zwei Zahnärzte

Heimholung

Jene Nacht

Hinweis

Für Regina

I
Fürstenland

Es ist für mich eine merkwürdige Vorstellung, dass meine Eltern sich kennenlernten. Für mich waren sie ja immer schon da, als Ursache für meine Existenz. Ihr Vorhandensein glich dem der Sonne und des Mondes. Jedoch gab es eine Zeit, in der sie nichts voneinander wussten. Nichts führte sie zwangsläufig zusammen, sie hätten einander genauso gut knapp verpassen und sich nie begegnen können: dann wäre ich jetzt nicht hier, als zufällig Lebender. An der ganzen Sache gibt es überhaupt nichts Zwingendes, und so ist es ein kleines Wunder, wie jeder Zufall. In meinem Fall ereignete sich das Wunder in einem Strandbad am Luganersee, an einem warmen Sommertag in den Fünfzigerjahren. Auf dem *Bikini-Atoll* wehte der heiße Wind der Atompilze den Leuten die Haare aus der Stirn und Elvis, damals noch irgendein Sänger, bändigte in der Garderobe seine Haare mit Brillantine. In einem Strandbad also sah meine Mutter meinen Vater zum ersten Mal, einen Burschen, der ihr gefiel, sie sagte später, wegen seiner weißen Badekappe. Ihr fiel schon auf, dass er viel rauchte, filterlose Zigaretten, eine nach der anderen. Die Gier fiel ihr schon auf. Aber viele rauchten damals viel, warum auch nicht, die wirkliche Gefahr für die Gesundheit ging von den Atombomben der Russen aus. Mein Vater rauchte vor und nach dem Baden, und irgendwann muss ihm das braun gebrannte hübsche kleine Mädchen aufgefallen sein: ihre Blicke. Sie war wirklich klein, kaum eins fünfzig groß, *una bellezza* aus dem Tessin mit haselnussfarbenen Augen, schwarzen Haaren – und frech. Vermutlich sprach sie ihn an, *eine tolle Badekappe trägst du da* – ich weiß nicht, ob man schon *toll* sagte. Aber ich bin ziemlich sicher, dass sie den ersten Schritt machte – auf ihr Unglück zu, muss man im Nachhinein sagen. Ihr gefiel der falsche Mann an einem sonnigen, warmen Tag, an dem der See glänzte und die Birken im Wind flirrten, nur eine einzige Wolke stand am

Himmel. Wahrscheinlich bot er ihr eine Zigarette an, aber sie rauchte nicht. Mag sein, er behauptete, das Segelboot am Steg gehöre einem Freund von ihm.

Meine Mutter besaß schon etwas Lebenserfahrung, sie war mit achtzehn allein nach Amerika gereist, auf einem Frachtschiff. Von ihrer Abreise existiert ein Zeitungsfoto, denn ihr Tessiner Heimatdorf nahm an dem Abenteuer Anteil, auf der ersten Seite der Lokalzeitung wurde darüber berichtet. Auf dem Foto sieht man ein hübsches Mädchen, rundes Gesicht, hoher Haaransatz, das schüchtern in die Kamera lächelt und mit beiden Händen sein Portemonnaie festhält, darin das Geld und der Reisepass.

In Amerika lernte meine Mutter Ted Kennedy kennen und tanzte mit ihm auf einem Fest. Die spätere Berühmtheit Kennedys führte zu einer Fokussierung der Erinnerungen meiner Mutter an ihre Amerikareise auf diesen Tanz mit Kennedy und auf ihren Eindruck, er trage einen Apfel in der Hose. Sie sagte, *ich war so naiv damals, ich dachte, er hat einen Apfel in der Hose*. Sie schilderte Kennedy als netten, aber langweiligen Tanzpartner, außerdem linkisch, er sei ihr auf die Füße getreten. Wenn ich Ted Kennedy später in den Nachrichten sah, gehörte ich zu den wenigen, die über seine *Ausstattung* Bescheid wussten. Ein Apfel mag nach nicht viel klingen, aber für eine Zeugung hätte es gereicht – jedoch wäre dann nicht ich geboren worden, sondern ein anderer.

Mir wurde sozusagen mein Vater zugeteilt, der Bursche mit der weißen Badekappe. Ein Jahr nach ihrer Rückkehr aus Amerika tanzte meine Mutter eng mit ihm, und er war offenbar nicht linkisch, nicht langweilig, und Obst war auch da. Kurz nach dem ersten Tanz zeugten die beiden mich auf dem Sofa seiner Großmutter in einer Ortschaft namens Engelberg. Das Sofa ist mir bekannt. Mit vier oder fünf Jahren saß ich selbst einmal darauf während eines Besuchs bei meiner Urgroßmutter. Ich saß auf meinem Zeugungsort, einem braunen Sofa mit quietschenden

Sprungfedern, an die Farbe, das Quietschen und den muffigen Geruch erinnere ich mich.

Meine Eltern heirateten jung, sie war erst zwanzig, er drei Jahre älter. Eine Kinderhochzeit fast noch, jedenfalls gingen sie mit wenig Erfahrung in die Ehe, und schon schrie ein Kind in der Wiege. Mein Vater hatte soeben erst sein Studium der Zahnheilkunde abgeschlossen, und da junge Zahnärzte Wanderarbeiter sind, die dorthin gehen, wo eine Assistentenstelle vakant wird, zogen die beiden in ein, man muss sagen belangloses Städtchen im sogenannten *Mittelland*. Der Chef meines Vaters war ein *Romand*, ursprünglich aus Genf stammend, aus den Rebhügeln am *Lac Léman*, ihn begleitete das Ploppen der Korken süffiger Weißweine. Am späteren Nachmittag wechselte er zu Cognac. Er brauchte eine ruhige Hand, um die biegsame Nadel der Betäubungsspritze am Zahnhals entlang unter dem Fleisch hindurch zu jenem Punkt zu führen, den Zahnärzte suchen.

Dieser Mann, so behauptete meine Mutter später, habe meinen Vater das Trinken gelehrt. Sie hasste ihn. Sie sah in ihm, dessen Name mir nicht mehr einfällt, den Ursprung. Mit ihm begann ihrer Meinung nach alles. Ich bin allerdings nicht sicher, ob mein Vater einen Mephisto brauchte, um das Trinken zu lernen.

Eine der ersten Erinnerungen meines Lebens ist die, wie mein Vater schwankt. Er steht spätnachts im Dunkel der schmalen Toilette gegenüber von meinem Zimmer. Er dreht sich zu mir um und schwankt. Dieses Schwanken und die Dunkelheit sind mir gleichermaßen unverständlich. Ich sehe, es ist mein Vater, aber ich kann ihn nicht mit seinen beängstigenden Bewegungen in Verbindung bringen. Verstehe nicht, warum er schweigt. Warum er mich nur anschaut aus dem Dunkeln heraus, in dem er sich versteckt, so kommt es mir vor. Etwas stimmt nicht mit ihm, aber auch mit mir nicht: Warum bin ich wach um diese Zeit?

Warum bin ich aus meinem Bett gestiegen, jetzt, da alles dunkel ist? Ich kenne die Nacht noch nicht gut, sie ist noch fremd für mich, ich staune vielleicht sogar darüber, dass man jetzt überhaupt wach sein kann.

Man muss ja seine Eltern erst einmal kennenlernen. Sie sind zwar von Anbeginn an da, aber was weiß man schon über sie, wenn man klein ist? Wenn man Glück hat, braucht man als kleines Kind nichts über sie zu wissen. Man fühlt sich dann einfach wohl, ohne etwas über sie zu wissen, fühlt sich geliebt, aufgehoben und dergleichen. Mir sagte einmal ein Arzt, *ein gesundes Herz spürt man nicht*. Wenn man Glück hat, verhält es sich mit den Eltern genauso. Der Vater steht dann nicht schweigend in einer dunklen Toilette und schwankt, als sei er krank. Er starrt einen nicht an und verliert sein Gleichgewicht. Es ist dann kein Rätsel um ihn. Manche Leute, wenn sie Pech haben, verbringen ein Leben damit, ihre Eltern kennenzulernen. Es ist ein Prozess, der nicht immer zu einem Ende kommt.

Von einer Schiffsreise, die meine Eltern ohne mich unternommen hatten, als ich fünf war, kehrten sie mit der Erzählung zurück, der Kapitän des Kreuzfahrtschiffes habe sich anlässlich des *Captain's Dinner* öffentlich über ihre Ähnlichkeit mit Richard Burton und Elisabeth Taylor geäußert, und die anderen Passagiere hätten dem zugestimmt. Auf den Fotos jener Kreuzfahrt, die sie durchs Mittelmeer geführt hatte, einschließlich der arabischen Länder, aus denen mein Vater krumme Dolche mitbrachte, sieht man: Sie waren tatsächlich ein gut aussehendes Paar. Mein Vater im blauen *Blazer* mit goldfarbenen Knöpfen, er trägt dazu eine weiße Hose mit scharfer Bügelfalte und weiße Lederschuhe. Meine Mutter mit *Turmfrisur*, falschen Wimpern und einem roten Seidenkleid, dazu italienische Lackschuhe mit Schleife. Es besteht auch durchaus eine

Ähnlichkeit meiner Mutter mit Elisabeth Taylor, während die meines Vaters mit Burton weniger offensichtlich ist.

Jedenfalls hüteten meine Eltern das Kompliment des Kapitäns wie eine Urkunde, die ihren Anspruch auf *Glanz* bestätigte. Ein Dasein als Hausfrau und Zahnarzt in einem unbedeutenden, mittelländischen Städtchen füllte sie nicht aus. Die Hälfte ihrer inneren Landkarte bestand noch aus Wildnis, aus geheimnisvollen Dschungeln, namenlosen Wüsten und glitzernden Städten oder besser: die noch unerforschten Seelenräume meines Vaters bestanden aus Wildnis, die meiner Mutter aus glitzernden Städten und Cocktailpartys. Mein Vater sehnte sich nach Nashörnern, auf die er seinen Fuß setzen konnte, und meine Mutter trug, wenn sie in dem kleinen Städtchen zum Markt ging, um Kartoffeln zu kaufen, bis zum Ellbogen reichende weiße Handschuhe und im Winter einen Pelzmantel aus Leopard, den mein Vater gern selbst für sie geschossen hätte.

Er war ein attraktiver Mann: das markante Kinn, die großen, braunen Augen, elegante Postur, die Proportionen stimmten. Er zog sich gut an, ihm stand, was er trug, und er hatte Stil. Die anderen Männer im Städtchen im Mittelland trugen Hosen und Hemd, damit sie nicht gerade nackt waren. Nicht so er, er kleidete sich absichtsvoll, um eine Wirkung zu erreichen. Und er verstand sich auf diesen Kapitänsblick, der den Frauen gefällt. Er konnte in die Ferne blicken, als wisse er genau, ohne jeden Zweifel, wohin die Reise führt. Und sie führte zu den Wasserbüffeln, den Nashörnern und Löwen, und ins *Wilde Kurdistan*, später zu den *Tonton Macoute* in Haiti. Jedoch war es eine Reise, die er allen nur vortäuschte, am erfolgreichsten sich selbst.

Mein Vater war ein häuslicher Mensch, und, wie gesagt, zugleich von der Sehnsucht nach Abenteuern erfüllt. Er holte sich folglich die Attribute des Abenteuers nach Hause. Er dekorierte das Wohnzimmer mit alten Musketen, einem Bärenfell, Schwertern und Hellebarden. Das Bärenfell

lag vor seinem *Miller Chair*, es war ein vollständiges Fell mit Kopf und Zähnen – den aufgerissenen Mund konnte man unterschiedlich interpretieren: Der Bär brüllte, aber man hätte auch sagen können, er gähnte.

Bei einem Maskenball zu Fasching verkleideten sich meine Eltern als Marc Anton und Kleopatra, also als Burton und Taylor im Film *Kleopatra*. Sie gewannen den ersten Preis und nahmen ihn sehr ernst. Es war eine mit Goldfarbe angepinselte Banane – eine *Früchteschale*, es sollte ja, da Fasching, witzig sein – und auf der Schale stand, *1. Preis Maskenball des Fastnachtsvereins*. Eine Weile stand die goldene Frucht auf der Kommode im Flur, bis meine Mutter sie meinem Vater an den Kopf warf. Es war die Zeit, in der sie begannen, sich in der Manier ihrer Vorbilder zu streiten. Es wurde geschrien, es wurden Türen zugeknallt, ich floh in mein Bett und drückte mir die Ohren zu. Meine Mutter stürzte in mein Zimmer, *hab keine Angst*, sagte sie, *er kommt nicht hier rein*. Sie versteckte seine Whiskeyflaschen in der Kiste mit meinen Spielsachen, strich mir über den Kopf und verschwand wieder, um Türen zuzuwerfen.

Man kann sagen, sie waren in ihren Rollen als Burton und Taylor am überzeugendsten, wenn mein Vater trank und meine Mutter ihm vergiftete Beleidigungen an den Kopf warf. Sie stritten sich auf glamouröse Weise, laut, unerbittlich, perfid und gut aussehend. Mein Vater stand barfuß, mit offenem weißen Hemd und einem Whiskeyglas in der Hand in der Küche und lachte überlegen, während meine Mutter in einem hellblauen *Babydoll* ihm die Fetzen des Fotos einer Frau ins Gesicht warf, das sie in seiner Nachttischschublade entdeckt hatte.

Ich merke: Ich erzähle nicht chronologisch. Wie könnte ich es aber auch, da doch in meiner Empfindung die Geschehnisse damals in der Art von *Bombenanschlägen* sich ereigneten. Man weiß: die Grundlage für solche

Anschläge ist gegeben. Man weiß, es wird wieder geschehen, da es schon vorher oft geschehen ist. Wenn es dann geschieht, unterscheidet es sich kaum vom Anschlag zuvor und dem vor dem zuvor. In der Erinnerung wird einer wie der andere.

Es ereignet sich immer plötzlich. Etwa bei einem Abendessen, bei dem man soeben noch zu dritt *Risotto con funghi* gegessen hat, und man spricht vielleicht über die letzte Folge von *Was bin ich?* mit Robert Lembke – und völlig unvorhersehbar kommt es zur Explosion. Plötzlich wirft sie das Besteck auf den Teller, steht auf und schmeißt die Esszimmertür zu. Und er grinst, und sagt mit Wilhelm Busch, *richte itzo deinen Blick dorthin in die Kellerhöhle*. Das heißt, ich soll ihm aus dem Keller Wein holen. Aber hat er nicht schon genug getrunken? Doch, und ich kann das auch schon früh beurteilen, schon mit sechs Jahren, und je älter ich werde, desto besser. Aber wer bin ich, meinen Blick nicht in die Kellerhöhle zu richten? Also gehe ich, aber meine Mutter hält mich auf, verlangt, ich solle den Schlüssel zum Vorhängeschloss des Kellers in meinem Zimmer verstecken. Und dann ruft sie, damit er's hört: *Der hat schon genug gesoffen!*

Danach die übliche Eskalation. Schreie. Verfluchungen. Türschmettern. Und so weiter. Ich in meinem Zimmer im Bett, mir die Ohren, die verfluchten Ohren zudrückend, die Ohren, die ich nicht taub kriege, die mich alles hören lassen, was sie im oberen Stock brüllen.

Es chronologisch zu erzählen würde nicht der empfundenen Wirklichkeit entsprechen. Es geschah nicht nacheinander, es geschah *immer wieder*. Geschah es nicht, wartete man darauf. Geschah es, wartete man, bis es aufhörte. Danach wartete man wieder darauf, dass es erneut geschah. Ewige Wiederkehr. Ich könnte die Ereignisse folglich, selbst wenn ich es für richtig hielte, schwerlich auf eine Zeitlinie packen. Es war eben keine Linie, es war ein Kreis. Die Ereignisse erlangten ihre Bedeutung nicht dadurch, *wann* sie geschahen, das spielte keine Rolle.

Manchmal geschah auch lange Zeit nichts, so lange, dass ich aufhörte, darauf zu warten. Das waren die glücklichen Zeiten.

Man könnte vielleicht sagen: es gab frühe und spätere Jahre. In den frühen Jahren lebten, wie gesagt, Richard Burton, Elisabeth Taylor und ich in einem gemieteten Einfamilienhaus in einem belanglosen Städtchen. Ich habe den Wellensittich vergessen. In dem Haus lebte außer uns noch der Wellensittich. Er hing in einem an der Decke befestigten Käfig im Wohnzimmer, an der Stelle, die später der Fernseher einnahm. Ich fütterte den Wellensittich mit *Jod-SII-Körnchen*, er sollte keinen Kropf bekommen. Ich fütterte ihn vorsichtig, denn er war verstört. Er hing ja im Wohnzimmer und konnte sich, wenn es wieder zu einer *Explosion* kam, nicht wie ich wenigstens in ein eigenes Bett flüchten. Er war den Explosionen unmittelbar ausgesetzt. Mag sein, sein Käfig bekam auch den einen oder anderen fliegenden Teller ab. Es wurde ja viel Geschirr zerbrochen von meiner Mutter, meistens eben im Wohnzimmer, und so wurde der Wellensittich bissig. Einmal hackte er mir seinen gelben Schnabel in den Finger. Seitdem scheuchte ich ihn, bevor ich das Käfigtürchen öffnete, auf die oberste Stange, von wo aus er mit gesträubtem Gefieder zusah, wie ich ihm die gesunden Körner ins Näpfchen schüttete.

Dann kam das Fernsehen. Es war eine neue Erfindung, und man brauchte, um daran teilzuhaben, einen *Apparat*. Eines Tages, als ich aus der Schule zurückkam, war der Käfig mit dem Wellensittich verschwunden, und an seinem Platz stand jetzt der Apparat der Marke *Philips*. Mein Vater hatte den Wellensittich ins *Empire*-Zimmer gehängt, ein im napoleonischen Stil möbliertes Zimmer, in dem meine Mutter selbst Staub wischte, aus Angst, unsere Putzfrau könnte die Brokatbezüge der Sessel beschädigen.

Im Fernseher sahen wir zum ersten Mal die *Beatles*. Sie standen auf der Gangway eines Flugzeugs und winkten. Ich spürte sofort, es hatte etwas mit mir zu tun. Etwas mit meinem Leben. Mag sein, ich merkte, als ich die Beatles winken sah, zum ersten Mal überhaupt: Es gab so etwas wie *mein* Leben. Ich hatte noch nie ein Flugzeug gesehen, ich wusste nicht mal genau, was das war, wo die standen. Sie standen jedenfalls oben, und winkten, sie trugen Anzüge mit Krawatten – aber ihre Haare! Wie Mädchen! Es war der Kontrast, der mich faszinierte: diese Anzüge von Männern, aber Mädchenhaare. Meine Mutter steckte mich Ostern und Weihnachten, zu welcher feierlichen Gelegenheit auch immer, in solche Anzüge und schnürte mir den Hals mit einer Krawatte zu. Ich hasste diese Anzüge, der Stoff kratzte an der Innenseite der Schenkel, der Hemdkragen scheuerte, die Krawatte drückte, es waren nicht *meine* Kleider, meine Mutter wollte es. Aber jetzt wollte ich auch etwas. Ich wollte diese Mädchenhaare. Wenn schon Anzug, dann mit Mädchenhaaren. Die Beatles brachten mich auf die Idee, etwas zu verändern im Rahmen des Möglichen.

Wir zogen zusammen mit dem Fernsehgerät in ein anderes, etwas größeres Städtchen im sogenannten *Fürstenland*. Mein Vater eröffnete dort eine eigene Praxis und stellte einen Assistenten an. Der Wellensittich folgte uns nicht, er war kurz nach seiner Umhängung ins *Empire*-Zimmer gestorben, vergoldete Voluten vor Augen.

Wir lebten jetzt in einer *Attikawohnung*, aber nicht mehr als Taylor, Burton und Kind, sondern als Beatle und *modernes Ehepaar*. Mein Vater kaufte sich eine Schallplatte von *Simon and Garfunkel*, meine Mutter Jeans. Das bedeutete: sie musste schlanker werden. Es fiel zum ersten Mal das Wort *Diät*. Sie hungerte sich aus den Seidenkleidern der Taylor in die engen Schlaghosen. Das Wort Diät hörte ich bald täglich mehrmals aus ihrem Mund. Auch mein Vater wechselte die Garderobe. Keine Hemden,

keine Blazer mehr: jetzt Rollkragenpullover und Cordhosen. Er kaufte sich *Segeltuchschuhe*. Er ließ sich die Haare halb übers Ohr wachsen, meine waren schon auf den Schultern angekommen. Meine Mutter trug, wenn sie zum Markt ging, rote *Gogo*-Stiefel, und auf dem gläsernen Tisch der *Polstergruppe* lag die *Bunte*, darin Berichte über Gunther Sachs und Brigitte Bardot, zu denen meine Eltern übergelaufen waren. Im Herzen noch Burton und Taylor, gaben sie sich nach außen jetzt jünger als sie waren und nahmen sich an Sachs und Bardot ein Beispiel, die beide im selben Alter waren wie sie, aber modern wirkten.

Auf dem Schminktisch meiner Mutter stand ein Styroporkopf, über den sie früher ihre brünetten, halblangen Taylor-Perücken gehängt hatte: jetzt hingen da lange blonde Haare. Meine Mutter setzte sich die Perücke zum ersten Mal auf einer Faschingsparty auf, es gibt ein Foto davon: sie als Bardot, mit überschminkten Lippen, in einem *Minirock*, dazu die Perücke mit nicht ganz mittigem Scheitel. Diesmal gewann sie aber keinen Preis, nicht einmal den dritten. Die Bardot gelang ihr nicht, niemand nahm sie ihr ab.

Mag sein, sie fühlten sich heimatlos in jener Zeit, in die sie sich mit Ach und Krach hinübergerettet hatten. Sie verkleideten sich als Sachs und Bardot wie Ureingeborene das Christentum annehmen, wenn es nicht mehr anders geht. Es gab ja auch viel Gutes in der neuen Zeit. Meine Mutter ging jetzt einfach in Jeans einkaufen, manchmal sogar ungeschminkt, sie sagte, es sei ihr egal, was die Leute denken. Aber dachten die Leute denn etwas? Nein. Die anderen Frauen zeigten sich jetzt ja auch in Jeans und ungeschminkt auf der Straße. Das Wort *lässig* kam auf. Mein Vater hörte sich, wenn er betrunken war, *Bridge over troubled water* an, ein Lied, das für ihn als Mann die Entsprechung zu ungeschminkt war. Ein Mann musste jetzt nicht mehr hart sein, es war im Gegenteil unerwünscht. Ein Mann durfte jetzt seiner Frau auch eine

Brücke sein, wenn *pain all around* war und *tears in your eyes*, wenn sie *weary* war und sich *small* fühlte.

Aber mein Vater blieb ein Großwildjäger. Er tarnte sich nur als *Bridge over troubled water*. Ihm war die melancholische Männlichkeit eines Burton nach wie vor näher als die nicht ganz greifbare eines Sachs, und auch meine Mutter verstellte sich. Sie wollte nicht *lässig* sein, sondern begehrt, nicht selbstständig sein, sondern getragen werden wollte sie, und zwar nicht von einem Mann, der sich niederlegte. Das Einzige, das sie an der Emanzipation wirklich interessierte, war ein eigenes Auto.

Wie zwei Emigranten saßen sie da. Meine Mutter in der Polstergruppe, mein Vater in seinem *Miller Chair*. Sie wussten nicht recht, wo und was und warum. Er trank, sie auch in letzter Zeit, nicht so viel wie er, aber doch genug. Sie stritten sich über Tage. Dann Stille. Danach eine Art Versöhnung. Mein Vater begann von Gott zu sprechen, und meine Mutter von einem *Mini Cooper*. Mein Vater drehte *Bridge over troubled water* auf volle Lautstärke, meine Mutter riss die Schallplatte unter der Saphirnadel weg und warf sie von der Dachterrasse in den Vorgarten hinunter, wo sie stecken blieb wie ein Pfeil.

Ich erinnere mich, wie ich mit fünfzehn in meinem *Einzelzimmer* im unteren Stockwerk der Attikawohnung saß und meine spanische Gitarre spielte, mit dem Daumen, wie Richie Havens in Woodstock. Man musste dazu die Gitarre so stimmen, dass jeder Bund einen Akkord ergab. Richie Havens zeigte mir: Man kann auch Gitarre spielen, wenn man's nicht kann. Allerdings beeindruckte er mich nicht. Havens kam mir alt vor, ich fand ihn nicht attraktiv, vor allem: Er verkündete mir nichts. Ganz anders Marc Bolan. Ich stand total auf ihn, und er verkündete mir, es gebe nichts Erstrebenswerteres als zu werden wie er. Bolan spielte aber nicht auf

spanischen Gitarren, nur auf elektrischen, ich brauchte also unbedingt eine solche.

In dem kleinen Provinzstädtchen war es aber gar nicht so einfach, Marc Bolan zu werden. Es gab nur eine Musikalienhandlung, das *Musikhaus Felix*. Immerhin wurden dort inzwischen nicht mehr ausschließlich Akkordeons, Waldhörner und Geigen angeboten, sondern neuerdings tatsächlich *Elektro-Gitarren* oder besser *eine* Elektrogitarre. Ich entdeckte sie auf dem Schulweg im Schaufenster des *Musikhauses*: Es war eine hellblaue Gitarre mit weißem Schlagbrett, einem Tremolo-Hebel und komplizierten Knöpfen. Sie kostete. Aber das Geld lag bei uns zu Hause herum, und zwar in einer Schublade der *Wohnwand*, in der auch der Fernseher stand. Mein Vater holte sich einmal wöchentlich aus der Bank ein Bündel und legte es in diese Schublade. Das Bündel war nicht für mich gedacht. Aber ich hatte im Lauf der Zeit herausgefunden: Er merkt es nicht, wenn ich einen oder zwei Scheine daraus wegziehe. Dass er's nicht merkte, lag unter anderem an der kleinen Bar in der *Wohnwand*. Mein Vater klappte die Lade der Bar täglich mehrmals hinunter, um sich Whiskey einzugießen der Marke *White Label*. Dabei sah er jeweils hinter den Flaschen in der verspiegelten Rückwand der Bar sein Gesicht.

Mit dem Geld aus dem Bündel rannte ich über Stock und Stein zum *Musikhaus*, mir flatterten die geklauten Scheine in der Hand. Jedoch kam ich zu spät. Ein anderer Marc Bolan war mir zuvorgekommen. So knapp waren damals die Ressourcen.

Herr Felix benötigte drei Monate für die Bestellung einer neuen Gitarre, und als sie endlich mir gehörte, gründete ich unverzüglich eine Band, eben nochmals *T. Rex*. Für *T. Rex* musste man nur zwei Leute sein, nämlich Marc Bolan und Mickey Finn, der die *Congas* spielte. Den Part des Mickey Finn übernahm Roland, mein damals bester Freund, der etwas von Musik verstand, er war Orgelschüler in der *Sankt-Peter-Kirche*. Er konnte Noten

lesen, er genoss meinen Respekt. Die Orgel spielte er auf Druck seines Vaters, er war offen für anderes. Da er *Bongos* besaß, fragte ich ihn, ob er mein Trommler sein wolle. Er war einverstanden.

Es passte ihm aber von Anfang an nicht, dass ich mit dem Daumen spielte.

Das sind keine Akkorde, sagte er.

Meiner Meinung nach waren es aber Akkorde. Sie klangen wie Akkorde, denn ich hatte nun auch die Elektrogitarre nach der Methode des Richie Havens auf den Bund gestimmt. Wenn ich mit dem Daumen alle sechs Saiten drückte, erklang folglich ein Akkord.

Und wie willst du so eine Septime spielen?, fragte Roland.

Er behauptete, in *Hot Love*, dem Stück von *T. Rex*, das wir einübten, komme eine *Septime* vor. Er sagte, Havens sei ein Stümper, deswegen höre man ja auch nichts mehr von ihm.

Ich kaufte mir im *Musikhaus Felix* eine Akkordtabelle, und binnen drei Tagen beherrschte ich die für *Hot Love* nötigen Akkorde, einschließlich der *Septime*.

Roland saß mit seinen Trommeln zwischen den Knien auf meinem Bett, während ich auf der Elektro-Gitarre die Akkorde knetete. Man hörte, da mir ein Verstärker fehlte, nur seine Bongos und meinen Gesang und das Türknallen meiner Mutter. Normalerweise stritten sie sich erst abends, aber man konnte nie wissen. Es gab im Grunde kein *normalerweise*. Die Türen knallten, und Roland fragte, *hörst du das?*

Das ist nur der Wind, sagte ich.

Das klingt aber nicht wie Wind, sagte er und begann zu horchen. Man hörte etwas scheppern, und dann ein hohes, falsettartiges Geschrei: Das war meine Mutter. Sie hielt den Ton eine Weile, bis ihr, da es ein sehr hoher Ton war, die Stimme versagte.

Ist das deine Mutter?, fragte Roland.

Wir brauchen einen Verstärker, sagte ich, so kann ich nicht spielen.

Ich bestellte im *Musikhaus Felix* einen Verstärker der Marke *Fender*, bezahlte ihn mit dem Geld aus der Schublade.

Aber der Verstärker löste nicht das Problem, dass Roland Ohren hatte. Bei ihm zu Hause durften wir nicht üben, seine Eltern waren dagegen. Also saß er in meinem Zimmer, und es war nur eine Frage der Zeit, bis er es mitbekam. Vernünftigerweise hätte ich niemanden zu mir nach Hause einladen dürfen, und ich lud ja auch sonst niemanden ein: aber Roland war wichtig. Ich wollte unbedingt eine Band! Es war ein Risiko, es war aber auch Rebellion: Das sollten sie mir nicht kaputt machen.

Wir übten *Ride A White Swan*. Laut. Ich drehte den Verstärker jeweils ziemlich auf, aus Lust an der Lautstärke, aber auch, um Roland taub zu machen, falls es oben losging. Er hämmerte auf seine Bongos, und ich brüllte den Songtext, da ich kein Mikrofon besaß. Mir war am wohlsten, wenn wir dauernd spielten. Roland, dem die Hände wehtaten, verlangte nach Pausen. Dann spielte ich allein weiter, bis mir selbst die Finger schmerzten. Notgedrungen musste ich nun aufhören, und es wurde still. Ich horchte nach oben.

An manchen Tagen, eigentlich meistens: nichts. Ganz normaler Haushalt. Mutter kocht, Vater sitzt vor dem Fernseher. Wenn sie sich an Samstagen – meistens übten Roland und ich samstags – morgens schon stritten, rief ich ihn an und lud ihn aus, mit unterschiedlichen Begründungen: ich sei krank, der Verstärker sei kaputt und so weiter. Manchmal war es vorhersehbar, aber üblicherweise eben nicht. Es konnte *immer* passieren, es gab kein Schema, nichts, wonach man sich hätte richten können. Oft geschah es, wenn man's nicht erwartete.

Es war also, wie gesagt, nur eine Frage der Zeit, bis Roland es mitbekam. Das war an einem Sonntagnachmittag. Es regnete, es blitzte draußen, wir

spielten *Ride A White Swan*, wir hatten den Song noch immer nicht im Griff, oder ich nicht – und plötzlich stand meine Mutter im Zimmer. Sie hatte die Tür, ohne anzuklopfen, aufgerissen, und nun warf sie sie wieder zu und presste sich dagegen. Atmete, als sei sie über Hürden gelaufen. Sie blickte uns an, sie bemerkte erst jetzt, dass Roland bei mir war. Aber ihr fehlte der Atem für einen Gruß oder eine Erklärung oder eine Notlüge, die auch keinen Sinn gemacht hätte. Ich hörte meinen Vater schon kommen, mein Zimmer war nämlich zum Flur hin nur durch eine dünne Trennwand gesichert, eine Wand aus verputztem Holz, die nun zitterte, als mein Vater sich meiner Tür näherte. Gegen die meine Mutter sich stemmte. Sie holte Atem und schrie durch die Tür, *hau ab! Sein Freund ist bei ihm! Sie machen hier Musik! Lass sie in Ruhe!*

In den nächsten Wochen erfand Roland kuriose Ausreden, um nicht mehr bei mir üben zu müssen. Er mied mich auch sonst, als sei ich ansteckend. Schließlich erfuhr ich: Er spielte jetzt mit anderen. Als ich ihn darauf ansprach, sagte er, *du kannst den Takt nicht halten. Du bist immer einen Sechzehntel zu schnell. Einen Sechzehntel!* Ich hörte den Begriff zum ersten Mal. *Manchmal sogar einen Achtel!*, sagte er. Und mir fehle *das Gefühl*. Ich würde *hölzern* spielen. Er spielte, wie gesagt, die große Kirchenorgel, das mächtige Instrument, dessen Basspfeifen über mir aufragten, wenn ich ihm auf der Empore der *Sankt-Peter-Kirche* manchmal zuhörte. Er spielte Bach, Händel, all diese Namen, er spielte oben auf den Tastaturen, und gleichzeitig trat er mit den Füßen die Bassnoten auf den Pedalen. Mich beeindruckte die Komplexität seiner Bewegungen, er spielte mit dem ganzen Körper und las die Noten so fließend wie ich einen Artikel in der *Bravo* über *Petting*. Ein *hölzern* aus seinem Mund war ein Verdikt, das ich ernst nahm, obwohl ich es ihm mit einem *du bist ja nur neidisch* vergalt – das *neidisch* bezog sich auf ein Mädchen, das sich für mich entschieden hatte und nicht für ihn, sie hieß Sonja und roch beim Küssen nach Milch.

In der Toilette finde ich den Lichtschalter nicht gleich. Egal, lass ich eben die Tür offen, das bisschen Licht vom Wohnzimmer reicht doch. Die Schüssel kann ich halbwegs erkennen, aber ich stoße gegen das Waschbecken, und das Zahnputzglas scheppert, es ist bruchsicheres Glas. Es zerspringt nicht, aber es macht Lärm im Waschbecken. Ich will's wieder in den Halter stellen, *der Ordnung halber*. Es stört mich einfach, wenn's im Waschbecken liegt. Da rutscht es mir aus, und jetzt fällt es auf den Boden.

Meinetwegen! Dann soll es eben da auf dem Boden liegen! Ich kann auch ohne das verdammte Glas pissen.

Mache den Hosenstall auf und höre hinter mir ein Quietschen. Drehe mich um und sehe Livia. In ihrem hellblauen Pyjama mit den Eulen drauf steht sie unter der Tür ihres Zimmers. Im Arm hält sie ihren Plüschdelfin, den sie streichelt, um ihn zu beruhigen. Sie schaut zu mir hinüber, sie ist nicht sicher, ob da jemand ist. Aber sie traut sich nicht, zu fragen. Sie steht nur da und sucht mit ihrem Blick. Und dann erkennt sie mich im Dunkeln. Aber sie weiß nicht, ob wirklich ich es bin. Denn ich bewege mich merkwürdig. Ich schwanke. Sie sieht mich schwanken und weiß nicht, bin ich krank? Träumt sie vielleicht nur? Oder ist es ein anderer Mann? Und ich stehe da, in der Dunkelheit, stütze mich aufs Waschbecken, um nicht mehr zu schwanken, starre sie an und schweige. Bringe kein Wort über die Lippen. Denn die Schwärze bricht wieder auf, und wieder rinnt sie mir durch die Adern und macht mich steif und kalt.

Plötzlich schlüpft Livia durch den Türspalt in ihr Zimmer zurück. Sie stößt die Tür zu, es knallt. Ich höre: Sie versucht, den Schlüssel zu drehen. Und dann, das weiß ich, wird sie sich mit klopfendem Herz in ihrem Bett verstecken, unter der Decke, jedoch in der Gewissheit, dass die Decke sie nicht schützen wird.

Und weil ich es weiß, gehe ich zu ihr. Ich spüre meine Füße nicht, die Schwärze macht sie taub. Es ist auch kein Gefühl in meinen Fingern, als ich leise die Türklinke drücke.

Ich sehe im Halbdunkel ihren Haarschopf zwischen Kissen und Decke. Setze mich an ihr Bett und streiche ihr übers Haar. Sie zieht die Schultern hoch, presst den Delfin an sich.

Du musst keine Angst haben, flüstere ich. Ich bin jetzt da. Es ist alles gut.

Sie entspannt sich, ihr Rücken wird weicher, die Schulter verliert das Wehrhafte. Ich spüre ihren Atem auf meiner Hand, ihren kleinen, warmen Kinderatem: Er ist das Mittel gegen die Schwärze. Auch ich entspanne mich, fast meine ich, ich löse mich auf, so sehr öffnet sich alles in mir. Meine Trauer und meine Betrunkenheit, meine Angst, meine Scham: alles verliert sich in der Weite ihres Kinderatem.

Es ist alles gut.

Sie nickt.

Und dann, weil alles gut ist, aber noch nicht alles getan, hebe ich sie aus dem Bett und trage sie in die Küche. Und wir essen *Schoggi*. Auch der Delfin bekommt welche. Ich breche die Schokolade in kleine Stücke und füttere die beiden.

Mama mag Schoggi auch, sagt sie, und ich breche auch ein Stück für Nora ab, und während ich es tue, wallt eine Wärme durch mich, eine Zuneigung, die fast schmerzhaft ist.

Heute ist eine besondere Nacht, sage ich leise, deswegen essen wir Schoggi.

Was ist denn heute?, flüstert Livia.

Heute zeige ich dir die Sterne, sage ich.

Wir stehen im dunklen Wohnzimmer am Fenster und blicken in den Sternenhimmel. Der Vollmond hängt über dem Kamin des Nachbarhauses.

Fällt er rein?, fragt Livia.

Nein, er tanzt über den Kamin.

Und dann, im anderen Fenster, dem meines Schlafzimmers, zeige ich ihr die Lichter der Autos, die durch die Nacht fahren, die warmen, ruhigen Lichter –

Und dann, als dies getan ist, lege ich sie wieder in ihr Bett, das nun ein sicherer Ort ist von jetzt an für immer.

Ich singe sie in den Schlaf.

Ich singe an ihrem Bett Bob Dylans *Shelter From The Storm*. Es ist ein Kinderlied, wenn man es sehr langsam und leise singt.

T'was in another lifetime

one of toil and blood

when blackness was a virtue

the road was full of mud

I came in from the wilderness

a creature void of form

»Come in«, she said, »I'll give you shelter from the storm.«

Wir haben uns leider vergeblich bemüht, den Inhaber der Rechte für das Covermotiv ausfindig zu machen. Bitte melden Sie sich ggf. beim Verlag.